

Aufatmen der Wirtschaft

(Wirtschaftliche Wochenschau.)

Am Abgrund. — Jubelnde Börsen. — Gedrückter Arbeitslosenmarkt. — Roggenmangel.

(Nachdruck verboten.)

is Deutschland und die ganze Welt atmete auf, als Hoover, der Präsident der Vereinigten Staaten, beantragte, man möge alle internationalen Schulden — auch die deutschen — für ein Jahr ruhen lassen. Das war ein mutiger Schritt, der in der letzten Sekunde Deutschland vor dem Zusammenbruch retten soll. Vor Erlass der Rotterdamer Ordnung standen wir, wie Reichsarbeitsminister Stegerwald in einer Zentrumsversammlung darlegte, „Am Daarsteht vor dem Abgrund“. Es ging tatsächlich um große Teile der deutschen Sozialversicherung. In allem Unglück kam noch die Regierungskrise. Der Dritte im Bunde der Anglistenmächte, die einen Generalangriff auf Deutschland versuchten, war Frankreich, das — mit anderen ausländischen Staaten — unsere kurzfristigen Kredite zum Teil kündigte. Bei den Berliner Großbanken sollen allein 5 Milliarden der kurzfristigen Auslandskredite gelegen haben. Der Ansturm der ausländischen Mächte kostete uns an die 3 Milliarden RM. Da kam im letzten Augenblick die Nachricht von dem geplanten Zahlungsaufschub. Wenn er auch verwirklicht wird, so jagt diese kurze Atempause für Deutschland und die Welt nicht Frankreich rechnete daher auch mit einem anschließenden Moratorium.

Wenn auch die Zahlungserlöse sicherlich den ersten Schritt zur Besserung darstellen würden, so ist der Höhepunkt der finanziellen Schwierigkeiten, wie Bräuning in seiner Rede vor dem deutschen Sendern darlegte, erst im nächsten Jahre zu erwarten. Die Steuern würden danach um hunderte von Millionen zurückgehen. So bliebe nichts anderes übrig, als in die nächsten Jahre die Rotterdamer Ordnung festzuhalten. Eine besondere Rolle spielt natürlich das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich. Er — Bräuning — glaube an eine Annäherung der beiden Länder.

Die Börse, die eben noch zu Tode betäubt war — es kamen Kursstürze bis zu 30 Prozent vor, schwelgte in übertriebenem Optimismus, als sie von Hoovers Plan hörte. An allen Börsen der Welt zogen die Kurse wieder sprunghaft an und holten zum Teil sogar binnen weniger Tage ihre Verluste wieder herein. Die Reichsbank, die bekanntlich schon zu einer leichten Kreditrestriktion schreiten mußte, war zum erstenmal wieder seit einigen Wochen von Dividendenabgaben verdruckt. Die französische Antwort auf Hoovers Plan hat aber manchen unvorsichtigeren Optimisten wieder enttäuscht und die Unbehelligkeit des Börsenwelters trat nach dem ersten sensationellen Höhenflug der Kurse wieder zutage. Aber immerhin glaubt man in Börsenkreisen damit rechnen zu dürfen, daß jetzt, allerdings sehr langsam, der Aufstieg einsetzt.

Den Ernst der Lage zeigt allein schon die hohe Ziffer der unterstützten Arbeitslosen. In der ersten Hälfte des Juni gingen sie zwar um rund 50.000 zurück, aber die 4 Millionenangezahlte ist immer noch nicht nennenswert unterrichtet. Der Bedarf der Landwirtschaft, kurzfristige Beschäftigungen an manchen Konsumgüterindustrien und die Belegung auf dem Baumarkt entlasteten den Arbeitsmarkt. Der Arbeitsmarkt für Angestellte hat sich dagegen leider nicht gebessert. Das Meer der Arbeitsunterstützten erhöht in der zweiten Jahreshälfte einen Zuwachs von 4000 Köpfen.

Angesichts dieser trostlosen Verhältnisse am Arbeitsmarkt lauter bei verschiedenen Wirtschaftstheoretikern (nicht aber bei den verantwortlichen leitenden Stellen in Reich und Ländern) der Gedanke auf, man solle durch ein kleines Inflationswunder wieder Geld und damit Arbeit verschaffen. Bekanntlich hat Rußland in jüngster Zeit diesen Weg beschritten. Er scheint aber nur für einige Monate gelöst zu haben; denn für hat auch Sowjetrußland, das sich noch vor kurzem der Arbeitslosigkeit rühmte, eine große Zahl Beschäftigungsloser.

Zu Moskau allein sollen es über eine halbe Million sein. Das ungemein gefährliche Inflationsexperiment hat also nichts gebracht.

Die Angst vor einer Inflation ist bei uns übrigens völlig unbegründet. Die Kurse ausländischer Währungen, die jüngst anstiegen, sind wieder auf ihren normalen Stand zurückgekehrt.

Die Arbeitsstreckung durch Verkürzung der Arbeitszeit köst überall, vor allem bei den Behördenangestellten, auf sehr große Schwierigkeiten. Auch der freiwillige Arbeitsdienst will sich vorerst nicht recht durchsetzen.

Die Arbeitskonferenz in Genf ist nun fast entschämmer. Immerhin ist eine Verkürzung der Arbeitszeit im Kohlenbergbau um eine Viertelstunde beschlossen worden.

Einen Begriff vom Werte der Erzeugnisse einzelner Industrien im Vergleich zu den landwirtschaftlichen Erzeugnissen können folgende Angaben aus der jüngsten Zeit vermitteln. Nach Angaben des Präsidenten des statistischen Reichsamtes beträgt der Wert der jährlichen Erzeugung unserer Textilindustrie rund 10 Milliarden RM, und der Bauwirtschaft rund 8 Milliarden RM. Wert der jährlichen Holzherstellung dürfte nach Schätzung des Enquete-Kommissionen rund 3-4 Milliarden RM betragen. Ein Teil der landwirtschaftlichen Erzeugung allein erreicht also schon ein Drittel bis die Hälfte des Wertes der beiden Industrien mit der größten Jahresproduktion.

An den Getreidemärkten fiel der Mangel an Roggen auf. In das neue Jahr dürften wohl überhaupt keine Roggenbestände hinübergenommen werden, da durch das Verfüllungsprogramm (Vollroggen) die Vorräte so gut wie aufgebraucht seien. Man nimmt zur Zeit an, daß im Jahre 1931 rund 7 Millionen Tonnen Roggen (im Jahre 1930 rund 9 Millionen Tonnen) geerntet werden.

Produktenmarkt. An den Produktenmärkten war Weizen entsprechend der Jahreszeit reichlich angeboten und die Preise gingen zurück. Auch bei Gerste und Haber wurde ein Nachgeben der Preise beobachtet. Dagegen war Roggen eher gesucht und gut gehalten. An der Stuttgarter Landesproduktionsbörse blieben Weizen und Stroh mit 5 bzw. 3 1/2 RM pro Doppelzentner unverändert. An der Berliner Produktenbörse notierten Weizen 273 (-3), Roggen 212 (+6), Futtergerste 206 (-6), Hafer 183 (-8) RM je pro Tonne und Weizenmehl 37 1/2 (-1/2) RM pro Doppelzentner.

Warenmarkt. Die Großhandelsindexziffer ist gegenüber der Vorwoche von 122,6 um 0,4 Prozent auf 122,2 zurückgegangen. Die wirtschaftlichen Aussichten sind immer noch trübe und die Arbeitslosenziffer fast unverändert. Für den kommenden Winter wird die Arbeitslosigkeit pessimistisch auf 5 1/2 Millionen geschätzt. Die deutsche Handelsbilanz bleibt weiter aktiv, sie zeigt aber sinkende Zahlen. Daran ist nicht nur die Geldaufwertung schuld, sondern gleichzeitig auch eine Einschränkung des Gesamtolumens unseres Außenhandels. Ein Zeichen der Not. Wie weit der Bedarf der Reparationen einschließlich der Sachleistungen zu einer Wirtschaftsebelebung führen kann, steht noch dahin.

Richtmarkt. Auf den Schlachtviehmärkten herrscht trotz beschränkter Beschickung ein trüber Verkehr. Bei Großvieh kam es zu keinen Preisrückgängen, ebenso bei Kalbern. Dagegen gab es am Schweinemarkt eine kleine Preisrückbildung.

Holzmarkt. Am Holzmarkt ist die Lage unverändert schwach. Alles Holz ist schwer verkäuflich. Am Brettermarkt kam es nur vereinzelt zu einer Belebung. Papierholz und Bauholz sind fortgesetzt ruhig.

Kaufkraft und Vergleichsverfahren. Neue Kontrakte: Gottfried Geiger, Cien- und Dergeschäft in Göttingen; Fritz Welle, Kolonialwarengeschäft in Klosterreichenbach; Johannes Bauer, Sägewerk und Holzhandlung in Hodelshausen, DM.

Mottenburg; Firma Emil Stadler, Nähmaschinen- und Fahrradhandlung, Joh. Manfred Emmerich in Kärtigen; Firma Lüdinger Eisenhandel G. m. b. H. in Lüdigen. — Vergleichsverfahren: Karl Joss, Gaststättenbesitzer in Crailsheim; Gebr. Köster, Seifenfabrik in Rühlader; Karl Wilhelm Wed, Joh. des Cafes Rudensee in Dorch; Carl Lang, Schokoladenfabrikgeschäft in Ulm; Karl Vohrer, Küfermeister in Heutingen.

Württemberg.

Nagold, 26. Juni. (2 Prozent Umlage.) Der Gemeinderat genehmigte gestern den städtischen Etat für 1931 und beschloß zur Deckung des Abmangels von 185.000 RM, die Erhebung einer Umlage von 2 Prozent (wie im Vorjahr).

Stuttgart, 26. Juni. (Kein Fernheizwerk.) Die Errichtung eines städtischen Fernheizwerks ist, wie in der Bauabteilung des Gemeinderats mitgeteilt wurde, zunächst zurückgestellt worden. Die Einlegung eines Heizkanals in der Post- und Friedhofstraße erfolgt lediglich für Gebäude des Hofamts.

Stuttgart, 26. Juni. (Spielplan der Württ. Landestheater.) Großes Haus: Sonntag, 28. Juni: Sommer von einst (7 1/2-10 1/4); Montag: Boccaccio (8 bis gegen 11); Dienstag: Der Bettelstudent (7 1/2 bis gegen 10 1/4); Mittwoch: Fuhrmann Densel (8-10 1/4); Donnerstag: Boccaccio (7 1/2-10 1/4); Freitag: Lohengrin (7-11); Samstag: Götterdämmerung (8 bis nach 10 1/4); Sonntag, 27. Juni: Orpheus in der Unterwelt (7 1/2-10 1/4); Montag: Coriolan (8-10 1/4); Dienstag: Tannhäuser (7 1/2-11); Mittwoch: Sommer von einst (8-10 1/4). — Kleines Haus: Sonntag, 28. Juni: Zum 2. Male: Sturm im Wasserglas (8 bis nach 10 1/4); Montag: Der Zerrissene (8-10 1/4); Dienstag: Die Prinzessin und der Gintänger (8 bis gegen 10); Mittwoch: Ariadne auf Naxos (8 bis 10 1/4); Donnerstag: Elisabeth von England (8-10 1/4); Freitag: Der Zerrissene (7 1/2-9 1/4); Samstag: Der Haub der Sabinerinnen (7 1/2-10); Sonntag, 27. Juni: Caesar und Cleopatra (8 bis nach 10 1/4); Montag: Ariadne auf Naxos (8 bis 10 1/4); Dienstag: —; Mittwoch: Der Hauptmann von Köpenick (8-11) Uhr. — In Lüdigen am Dienstag, 7. Juli: Richter Feinbach (8-10 1/4) Uhr.

Redarrium, 26. Juni. (Bom Wily erschlagen.) In unserer städtischen Nachbarschaft richteten die kühneren Gewitter der letzten Tage große Schäden an. In Sindoltsheim (Bau- und 48 Jahre alte Landwirt Zimmermann, der im Walde Säure suchte, vom Wily erschlagen.

50-Jahrefeier des Lehrerseminars Nagold

Nagold, 26. Juni. Am kommenden Sonntag feiert das Lehrerseminar Nagold sein 50jähriges Jubiläum. Am Samstag, 27. Juni, beginnen die feierlichen Veranstaltungen mit einem Begrüßungsabend, in dessen Rahmen von Schülern des Seminars das Kaiserliche Theaterstück „Emil und die Detektive“ aufgeführt wird. Der offizielle Festakt findet am Sonntag, 28. Juni, vormittags 10.30 Uhr, im „Lössenfaal“ statt. Neben Ansprachen und der Lesung des Seminarvorsitzenden werden musikalische Darbietungen des Seminarchores und des Seminarorchesters (1. Symphonie von Beethoven) der Feier ein würdiges Gepräge geben. Anschließend wird im „Lössenfaal“ ein einfaches Mittagessen eingenommen werden und dann eine Führung der Feststätte durch das Seminar stattfinden. Den Abschluß des Seminarjubiläums bildet nachmittags 4.15 Uhr die Aufführung des „Orpheus“ von Gluck, bei der der gemischte Chor des Seminars, das durch Mitglieder des Harmonischen Orchesters Stuttgart verstärkte Seminarorchester und mehrere hervorragende Solistinnen, u. a. Frau Magda Strauß, Kammerfängerin am Landestheater Stuttgart, mitwirken werden. Am Sonntag und Montag, 29. Juni, werden auch eine größere Zahl von Kurdelegierten in Nagold abgehalten werden. Das Fest wird — trotz der mäßigen Verhältnisse — auf die früheren Lehrer und Schüler des Seminars, auf die Eltern und Angehörigen der Seminaristen und auf die Bevölkerung der Stadt und ihrer Umgebung eine starke Anziehungskraft ausüben.

Die kleine Frau Storkow

Roman von Anna Schmal

„Kleine Frau!“ sagte er ernst. „Die Heimat hat Sie nicht freundlich gegrüßt, sie hat Ihnen Schmerz bereitet. Lassen Sie es sich sagen, wie ich das bedaure! Aber... wie ich zu meiner Freude gehört habe... hat Ihnen das Schicksal eine so große Freude bereitet, die vielleicht alle Väter aus Ihrem Herzen nimmt.“

„Ja, Herr Präsident!“ antwortete Maria mit bebender Stimme und glücklichen Augen. „Alles Höchliche ist vorbei, nur Freude ist in mir, denn... ich habe meine Mutter wiedergefunden, habe sie frei machen können von dem Manne, der sie 15 Jahre gequält hat.“

„Er hat seinen Lohn!“

„Ja, das Schicksal glied aus, Herr Präsident! Aber auf meiner armen Mutter lastet noch immer jenes grausame Urteil, das man fällt, als man sie... wie meinen armen Vater zum Tode verurteilte.“

Kola sah lange vor sich hin.

„Maria Ivanowna... damals war Oberst Gassotich der Ankläger. Er lieferte das Beweismaterial, das er, wie er angab, auf Schloß Poltama bei einer Hausdurchsuchung gefunden hatte, in die Hände des Gerichts. Heute... da wir das wahre Gesicht dieses unfeligen Menschen, den Begierde und Haß durchs Leben peitschte, gesehen haben, heute... fühlen wir alle, daß damals dem Fürsten

Turati und seiner Gattin... vielleicht ein großes Unrecht zugefügt wurde. Ganz vermögen wir es nicht wieder gut zu machen, aber was möglich ist, das soll geschehen. Ich spreche hiermit die Begnadigung der Fürstin Turati aus. Ich will bei der Regierung meinen ganzen Einfluss aufbieten, daß Poltama mit allem Besitz der Familie Turati zurückgegeben wird. Das haben Sie um uns schon verdient, kleine Maria Ivanowna. Nur... Ihren Vater... den vermag ich nicht wieder lebendig zu machen.“

Maria brach in Tränen aus.

Kola sprach wieder mit ungewohnter Herzlichkeit und Wärme.

„Maria Ivanowna... Sie stehen zwischen zwei großen Völkern. Ihr Vater war Ruß, ihre Mutter eine Deutsche. Wenn Sie jetzt wieder heimkehren nach Deutschland, dann vergessen Sie ihre kämpfende russische Heimat nicht.“

„Ich werde sie nicht vergessen, Herr Präsident!“

„Und kommen Sie wieder, daß wir alle die Freude haben, in unseren harten Kämpfen wieder einmal in ihre reinen Kinderaugen zu schauen! Wir lieben Sie alle Maria Ivanowna! Versuchen Sie zu überwinden, was Ihnen geschah. Sie wissen doch, wie bitter wir zu kämpfen haben. Und es ist uns ehrlieh damit! Wie wollen Rußland frei machen.“

Da fiel Maria plötzlich vor ihm nieder auf die Knie und reichte die Hände empor.

„Ich fühle es! Aber... lassen Sie mich die Bitte aussprechen, die mir im Herzen brennt. Ich liebe Rußland! Ich ersehne den Augenblick, da es frei und stark... und froh ist! Herr Präsident... mein Herz schreit es... mehr Menschlichkeit... mehr Menschlichkeit! Das Leben ist heilig!“

Kola starrte auf die Knieende, dann sagte er häßig, ihr aufstehend:

„Stehen Sie auf, Maria Ivanowna! Ich fühle es. Ihr gültiges Herz spricht, es ist in Ihren Worten. Maria Ivanowna... fühlen Sie nicht, wie sehr wir darunter leiden, daß wir das eigene Herz mit Eisen umgürtet müssen?“

Ihre Augen lagen lange ineinander.

Dann hob Maria abermals an:

„Herr Präsident... das Leben ist aus Rußland gegangen. Tiefe Traurigkeit liegt über den Menschen! Wann wird wieder Freude in aller Hülle sein? Ich bin so... klein... so unwissend... ich... ich kann nicht raten... ich kann nicht anfragen... ich kann nur bitten, mehr Menschlichkeit, Herr Präsident!“

Der Präsident sah lange zu Boden, dann sagte er:

„Ich will an Ihr Wort denken, Maria Ivanowna!“

Das war das Ende der Audienz.

Zwischen Hans und Kola wurde kein Wort gewechselt. Aber als sich die Männer von einander verabschiedeten, da war es ein warmer Händedruck, den Hans von ihm empfing.

Am gleichen Tage empfing Kola die Genösin Olga Romanowitsch. Frau Olga war sehr bleich, als sie vor Kola trat.

Herzlich begrüßte sie der Präsident und sagte: „Worum sind Sie so bleich, Olga Romanowitsch?“

Schmerzte atmete die schöne, junge Frau, dann sagte sie leise: „Ein schwerer Gang ist es, Herr Präsident, der mich heute zu Ihnen führt.“

Kola schrak empor. —

(Fortsetzung folgt.)



Handel, Verkehr und Volkswirtschaft.

Sehr guter Stand der Weinberge

Stuttgart, 21. Juni. Nach den Berichten der Vertrauensmänner des württ. Weinbauvereins erfreuen sich seit Anfang des Mai unsere Weinberge, abgesehen von einigen lokalen Störungen, einer geradezu idealen Witterung. Mitte Juni war die Blüte in vollem Gange; bei weiterem Anhalten warmen Wetters darf mit einem bemerkenswert frühen Abblühen gerechnet werden, wodurch für Menge und Güte des Deurrigen ermüdete Vorbedingungen gegeben wären. Der Anfall von Weiskraut ist in diesem Jahr bei allen Sorten so reich und vollkommen, daß ein etwaiges Dahingehen einiger Trauben durch Durchfrieren und sonstige Schädigungen ruhig mit in Kauf genommen werden kann. Die starke und hüpfende Triebentfaltung nötigte die Weingärtner zur baldigen Vornahme des Juidens und Aufsindens. Die Befürchtung, es könnte bei der geschädigten Wetterlage der Peronosporapilz sich frühzeitig einstellen, war gerechtfertigt; erkrankte Blätter und welke Trauben waren Mitte Juni nicht selten; daneben hat sich der Rebenmehltau gemeldet und stellenweise der Deurtourm eingenistet. In Blütebeginn waren die Weinberge fast durchweg zweimal, vereinzelt sogar dreimal, gefrostet; in Jahren, wie dem heurigen spritz man besser einmal zuviel als zu wenig. Ohne kleinere oder größere Verbrennungsschäden durch fehlerhaftes Anrichten der Spritzbrühen ist es auch in diesem Jahr nicht abgegangen. In der Regel sind diese Schäden durch allzu reichliche Bemessung des Kalksatzes verschuldet. Die ziemlich weit verbreitete Gelbsucht ist in den meisten Fällen auf einen Wasserüberschuß im Boden zurückzuführen und wird sich erfahrungsgemäß mit zunehmender Abtrochdung des Bodens meistens wieder verlieren. Sehr schön stehen die Jungfelder. Alles in allem: Der Stand unserer Weinberge ist bis jetzt „gut bis sehr gut“.

Vermischtes.

Der Friedensbote von 1871. In Weimar starb im Alter von 80 Jahren der Großherzogliche Rat a. D. Jugber, der sich im deutsch-französischen Kriege als einzigartiger Welle verdient gemacht hat. Er überbrachte im Februar 1871, als französischer Bauer verkleidet, den an Tiers getrichteten Brief Niemanns seiner im belagerten Paris wohnenden Schwester, die das bedeutende, den Frieden einleitende Schreiben an den französischen Staatsmann weitergab. Am nach Paris hineinzu kommen, mußte der bereits mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnete junge Herr den Weg durch die Katakomben nehmen, in die er mit Hilfe eines Einheimischen gelangte. Niemann hat ihm diese tapfermutige Tat nie vergessen und als der Fürst 1892 auf seiner Reise nach Wien in Jena im „Schwarzen Bären“ abstieg, da mußte Jugber von Weimar herüberkommen und sein Gast sein. Jugber hat den Fürsten auch mehrmals in Friedrichsruh besucht und ihn bei dieser Gelegenheit (er war Schüler Böcklins und später zur Landmesserei gegangen) einmal gezeichnet. Der Herrordene, eine in ganz Weimar angesehene Persönlichkeit, stand bis zu seinem Tode in der vaterländischen Bewegung.

Angenommen in Weimar (Oesterreich). Bei der letzten Gemeinderatsitzung wurde die Einführung einer Kapensteuer beschlossen. Die Notwendigkeit dieser Steuer ergab sich aus der Tatsache, daß in einzelnen Haushalten bis zu fünfzehn Katzen festgesetzt wurden. Die Katzen haben großen Schaden an dem Singvogelbestand der Stadt angerichtet, sodaß die geschickten Jäger heute bereits nur mehr selten in den Gärten gesehen werden. Es wurde beschlossen, für eine Katze eine Steuer von 10 Kronen einzusetzen, die sich für jede weitere Katze um je zwanzig Kronen erhöht. Bei kleineren Lebensmittelbetrieben bleibt eine Katze, bei größeren zwei Katzen abgabenfrei.

Die italienische Volkszählung. Die große italienische Volkszählung vom April ist abgeschlossen, das Ergebnis wurde anfangs dieser Woche bekanntgegeben. Danach hat Italien 42 Millionen Einwohner oder, genauer gesagt, 42 118 435 Einwohner, von denen allerdings nur 41 145 041 am Tage der Zählung anwesend waren. Dadurch steht Italien unter den Ländern des kontinentalen Europa an dritter Stelle, nach Rußland und Deutschland, vor Frankreich. Was die Bevölkerungsdichte anbelangt, steht es sogar an zweiter Stelle, vor Deutschland. In zehn Jahren, seit der Volkszählung von 1921, hat die Bevölkerung um 6,1 Prozent zugenommen, seit 1872 hat sie sich fast verdoppelt!

Die See mit Leichen überfüllt. An der französischen Küste landen jetzt die Opfer der furchtbaren Schiffskatastrophen in großen Massen auf der Oberfläche des Meeres auf und werden von dem Seegang an den Strand gespült. Augenzeugen berichten, daß die bereits vollkommen in Verwesung übergegangenen Leichen einen entsetzlichen Anblick darbieten. Die See sei zeitweilig geradezu mit Leichen überfüllt gewesen, deren

entsetzte Gesichtszüge nichts Menschliches mehr haben. Die Behörden haben energische Vorbereitungen getroffen, um Seuchen vorzubeugen. Die aus der Meerestiefe auftauchenden Opfer dürfen nur mit Handschuhen angefaßt und müssen sofort provisorisch begraben werden. Die noch am Körper befindlichen Gegenstände werden einer Desinfektion unterzogen und erst dann den Familien der Toten zur Verfügung gestellt, da die Zerlegung der der herrschenden Dige rasch fortschreitet und größte Eile gebietet. Strenge Abwehrmaßnahmen sind getroffen worden, um sowohl die herbeieilenden Reugierigen wie auch die Angehörigen von den aus dem Meer gezogenen Opfern fernzuhalten. Jede unsachkundige Bemühung wäre wegen des sich bildenden Leichengiftes höchst gefährlich. Daneben werden von jetzt ab zwei Schlepper mit Sanitätsmaterial und Desinfektionsmitteln an Bord abgefaßt, um das Meer nach Leiden abzusuchen. Ingesamt wurden bereits 136 Leichen geborgen, im Schiff selbst wurden von den Tauchern nur zwei Leichen gefunden.

Katastrale Heuschreckepilge im früheren Deutsch-Ostafrika. Nach Berichten aus Nairobi haben Heuschrecken Schwärme von einem bis jetzt noch nie erlebten Umfange 100 000 Quadratkilometer der früheren deutschen Kolonie Ostafrika bedeckt. Die Einzelheiten, die von diesem Einfall der gefräßigen Insekten gemeldet werden, lauten geradezu phantastisch. Bei Arisum erreichten die Tiere, die der Wind gegen einen reich bespangten Hügel trieb, eine Dichte von 18 Fuß. Als sie sich wieder erhoben hatten, lag der Hügel mit seinen

Plantagen allen Art, darunter viel Getreide, vollständig tot da. Der größte Teil der Heuschrecken hatte jedoch keine Nahrung mehr bekommen und setzte den Raubzug in anderer Richtung fliegend fort. Die gefräßigen Tiere froden am Boden weiter und wurden von den Kolonisten mit Benzin begossen sowie teilweise mit Dampfwalzen vernichtet. Aus den Brutgebieten der Heuschrecken wird das Ausschließen einer zweiten und dritten „Armee“ gemeldet. Der britischen Verwaltung wird der Vorwurf gemacht, daß die Brutstätten seit zwei Jahren nicht mehr wie früher aufgesucht und chemisch behandelt wurden. Durch Einsparung von 300 000 Pfund für diesen Zweck ist nun ein Schaden angerichtet worden, der viele Millionen groß ist.

Mittel gegen langsamen Gedankengang. Der Professor R., ein unwürdiges Berliner Original und ein einzelgängerischer Junggeselle, war ob seines trockenen Wises allgemein bekannt. Einmal hatte er einen Medizinalpraktikanten, dem man einen besonders „langsamen Gedankengang“ nachsagte. Dieser Medizinalpraktikant zog sich beim Sport einen Beinbruch zu und blieb deshalb längere Zeit vom Dienste fern. Als er wieder kam, fragte ihn Professor R.: „Na, wie geht's?“ Der Medizinalpraktikant: „Danke, Herr Professor, sehr gut; ich kann sogar jetzt besser laufen als vor dem Beinbruch.“ Darauf Professor R.: „So? Na, nu noch 'ne tücht'ge Zehnererschütterung, denn jetzt das Denken noch besser!“ (Münch. Med. Wochenschr.)

Reichsfreiherr vom Stein

Geb. 26. Oktober 1757, gest. 29. Juni 1831.

Von Prof. Dr. G. Künzel.

is. Das deutsche Volk belebt, wenn es den 100jährigen Todestag Steins feiert, nicht nur die Erinnerung an eine bedeutende geschichtliche Erscheinung, sondern legt ein Bekenntnis zu ihm ab als eines nationalen Besitzes von unmittelbarer Bedeutung für die Gegenwart. Er übernahm die Führung Preußens am 30. September 1807 in einem Augenblicke allgemeiner Erschütterung Europas. Durch das Bündnis mit Alexander I. in den Tagen des Tilsiter Friedensschlusses (1807) schien die europäische Herrschaft Frankreichs und vor allem Napoleons I. gesichert zu sein.

Reichsfreiherr vom Stein war während des Siebenjährigen Krieges auf dem Familienstammhof in der Stadt Rastau an der Lahn als Sohn eines alten fränkischen reichsfreiherrlichen Geschlechtes geboren. Er war durch das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften und der Staatswirtschaft in der Reihen der Akademiker eingetreten und hatte sich durch Reisen und Lektüre ein Fachwissen und eine weltmännische Bildung in erstaunlichem Ausmaße angeeignet. Seine Liebe galt der deutschen Nation, seine Bewunderung der englischen Nation und ihrer „mühseligen“ freiheitlichen Verfassung, seine empörte Ablehnung der französischen Revolution, deren „unreine Quellen“ ihm die „Schwäche“ des Regenten, die eitle Regierungsgestalt und der „wilde Parteigeist im Volke“ ihm schlechthin staatswärtig waren, da an die Stelle des „europäischen Staatenbundes“ freier Staaten die drückende Uebermacht Frankreichs und die Lauenen und der Dünkel des Grobherren unter Vernichtung des Völkerrichts getreten waren.

Stein diente sich schnell empor, wurde 1784 Leiter der westfälischen Bergwerke Preußens, 1796 Oberpräsident in Minden, 1803 in Münster und sedelte 1804 als Minister für das Reichs-Justizdepartement nach Berlin über. Ueberall geht sein Streben dahin, Formen der Selbstbetätigung in der Verwaltung zu begründen. Er befeitigte die Innenzölle.

Es war schon so, wie Hardenberg, der auf Napoleons Verlangen damals ausschied, ihm schrieb: „Sie sind in der Tat der einzige, auf den alle guten Vaterlandsfreunde ihre Hoffnungen setzen.“ Stein hat in dem ewig denkwürdigen, nun andauernden Reformjahr gewiß nicht zu all und jedem persönlich den Anstoß gegeben. Ziel ist: eine einheitliche politische Willensbildung des preussischen Volkes. Dem sollte dienen der Aufbau der Verwaltung unter einem Staatsrat, der von dem König geleitet und die Staatsminister sowie sonstige hervorragende geistige Kräfte des Landes vereinigen sollte. Darunter das Staatsministerium der zentralen Hochministerien und die Regierungen (die alten Kriegs-Domänenkammern). Daneben der Aufbau der neuen Selbstverwaltungsglieder, die in den Landgemeinden, den Städten, den Provinzen errichtet werden sollten und ihre Krönung allmählich in preussischen Reichshänden als einem Zentralparlament finden sollten. Das Bewußtsein der Selbstverantwortlichkeit sollte in jedem Beamten wie Privatmann geweckt und für die Gesamtheit verwendet werden. Die Demokratie der französischen Revolution wurde grundsätzlich als falsche Form des gesellschaftlichen Lebens abgelehnt, das Vorbild der alten deutschen Verfassung, wie es auch Junktus Weber geschildert und verkärt hatte, sowie der verwandten englischen Verfassung bewahrt im Auge behalten.

Parallel hiermit sollte nun der preussische Staat grundsätzlich für die Unabhängigkeit der deutschen Nation eingesetzt werden. Keinen Augenblick hat Stein nach dem Frieden von Tilsit daran gedacht, sich dauernd mit der Zertrümmerung des Reiches und der Bergewaltigung Oesterreichs und Preußens von 1806 und 1807 abzufinden. Immer war sein Augenmerk darauf eingestellt, den unabwendbaren Freiheitskampf Deutschlands in preussisch-österreichischer Front zu führen. Seine Erhebungspläne von 1808, die ihn im November 1808 zwangen, aus dem Dienste zu scheiden, da Napoleon von ihnen Kenntnis bekommen hatte, waren auf die Mitwirkung Englands und Oesterreichs berechnet. Und unvermeidlich trat er seit 1810 als Berater des Jaren Alexander I. diesen beifolgt, der Befreier Europas im Anschluß an Preußen, Oesterreich und England zu werden.

Deutschland und Europa, Preußen und Oesterreich waren für ihn eine unauflösbare Einheit; die Freiheit Deutschlands die Voraussetzung für die Unabhängigkeit Europas, die Einheit Europas die Vorbedingung für die Unabhängigkeit Deutschlands.

In dem paneuropäischen Staatenbunde, der Stein vorstrebte, war Deutschland eine zentrale Bedeutung zugesprochen. Er hätte am liebsten Preußen und Oesterreich je nördlich und südlich des Rheins eine Führerschaft eingeräumt und nur wenige deutsche Staaten erhalten. Er wünschte dem harten preussischen Staat eine Wächterstellung am Rhein zu geben. Er suchte, als diese Pläne sich als nicht durchführbar erwiesen, in dem „deutschen Bund“ die Bundesgewalt so stark wie möglich zu konstruieren; als auch dies mißlungen war, richtete er seine Bestrebungen darauf, durch konstitutionelle Freiheiten in den deutschen Einzelstaaten dem erwarteten Einheitswillen der Nation das nötige Organ zu verschaffen, was zunächst 1814 in Rastau zu einem ersten Erfolg führte.

Die Kürze seiner Amtszeit, die begreiflichen Widerstände politischer und sozialer Art in Preußen, die mannigfachen illusionistischen Bestandteile seiner Pläne haben es mit sich gebracht, daß Steins Gedanken seinerzeit nur zu einem kleinen Teile verwirklicht worden sind.

(Aus: „Der Heimatdienst“)

Die kleine Frau Storkow

Roman von Armin Scholz

112

„Was ist geschehen, Olga Romanowski?“
„Ich bin gekommen, Sie zu bitten, mich von meinem Posten zu entbinden.“

Bestürzt sah sie Kola an.
„Sie... meine beste Mitarbeiterin... Sie wollen mich verlassen?“

„Ja! Ja!... liebe, Herr Präsident... ich... ich will dem Manne meiner Liebe nach... Deutschland folgen.“

„Sie lieben... den deutschen Generaldirektor?“
„Ja, Herr Präsident... Hans Jordan!“

Kola, dessen Bestürzung sichtlich wuchs, sagte Olga beide Hände und rief erregt: „Nein, nein, Olga Romanowski... Sie dürfen mich nicht verlassen! Sie... müssen weiter allen Frauen und Mädchen Rußlands das treusorgende Mütterchen bleiben. Olga... Sie können ja nicht fort! Hält Sie die Heimat nicht mit allen Banden? Sie werden vor Sehnsucht krank drüben in Deutschland. Ich fühle es doch!“

O, wie berebt konnte der sonst so schweigsame Mann sein, jetzt, als es galt, einen Witzkämpfer zu erhalten.

„Ich liebe ihn!“ sagte die Frau bebend.

„Lieben! O, lieben Sie die vielen Unglücklichen nicht denen Sie helfen müssen, Olga Romanowski? Ich habe

niemand, den ich an Ihre Stelle setzen könnte. Sie müssen bleiben, müssen Ihr Herz Rußland lassen! Seien Sie barmherzig, Olga!“

Frau Olga stöhnte qualvoll auf.

Sie fühlte, wie sie die Heimat, die Aufgabe mit allen Fäden hielt.

„Frau Olga... ich habe heute früh Frau Maria empfangen. Und sie... sie sagte ein Wort... sie schrie mir ein Wort ins Gesicht: Menschlichkeit... mehr Menschlichkeit! Hätte mir das ein anderer gesagt... vielleicht hätte ich gelacht, oder des Wortes gespottet. Hätte gesagt, was weißt denn Du, wie wir kämpfen müssen! Aber... die reinen Kinderdungen des jungen Weibes das fern steht jedem politischen Getriebe, die erschütterten mich im Innersten. Menschlichkeit... Frau Olga! Denken Sie auch an das Wort in dieser Stunde...“

Sie wollen das Glück nehmen, das Ihnen vorgaukelt... und die anderen verlassen, die alle Hoffnung auf Sie gesetzt haben. Sie können es ihnen nicht antun! Menschlichkeit, Frau Olga!“

„Ich liebe ihn!“ weinte die schöne Frau auf.

Kola ließ nicht nach. „Sie müssen überwinden... Sie müssen stark sein und in Ihnen ist die Kraft.“

Und je länger er sprach, umso mehr sank aller Widerstand der Frau in sich zusammen, sie fühlte in dieser Stunde erst so richtig, wie sie an die Heimat und an die große Aufgabe geschmiedet war.

„Verlassen Sie mich nicht, Olga!“ bat Kola obermals bewegt.

Da sank das schöne Haupt nieder und sie sagte ergeben, aber stark: „Ich... will bleiben! Ich will auf mein Glück verzichten... und will weiter für das Glück der Anderen schaffen.“

Da umarmte sie der Präsident und sagte mit bewegter Stimme:

„Rußland... wird es nie vergessen, Olga Romanowski. Nie!“

Dann sagte er: „Ich... habe... dem Deutschen... den sie so lieben, die Braut genommen, Olga! Ich... muß ihm etwas anderes dafür geben... wenn es auch nichts für das Herz ist.“

Olga sah ihn erwartungsvoll an.

„Und... es soll auch mein Dank sein... für Sie Olga! Ich will... allen Einfluß einsetzen, daß die Deutsche die Konzessionen zu den uns gebotenen Bedingungen erhält, daß er auch die Durchführung des großen Elektrifizierungsprogramms übernimmt.“

„Danke, Danke, Herr Präsident!“

Der Tag war aufgeregt.

Was gab es nicht alles zu erzählen. Die Berichte flatter der großen Zeitungen kamen und erfuhren, was sich ereignet hatte. Die ganze unglückliche Geschichte der Zaratits füllte die Spalten der Zeitungen.

Der Notar aus Reworsk kam und übergab Maria die Bestätigung.

Hans Jordan aber hatte einen Kater nach dem anderen.

Die Depeschen aus Berlin jagten sich förmlich. Der Aufsichtsrat hatte nach kürzlicher bewegter Sitzung einen gemeinsamen Beschluß durchgedrückt, der Hans kategorisch aufforderte, auf die Konzessionen zu verzichten.

Die Lage am Geldmarkt war ja tatsächlich katastrophal.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer mit Haiischen

Die Stahlkugel auf dem Meeresgrund

Beobachtungen aus der Taucherglocke.

Der Amerikaner J. E. Williamson, einer der hervorragendsten Bioniere der Unterwasser-Photographie, hat vor einiger Zeit in den Korallenriffen der Bahama-Inseln mit Hilfe einer selbstkonstruierten Taucherglocke neue Beobachtungen des Tierlebens im Meere angestellt. Die Schilderungen, die er von seinen Erlebnissen gibt, sind spannend wie ein Roman. Williamson hat sich eine umfangreiche Stahlkugel mit einem großen Glasfenster gebaut, in der bequem mehrere Menschen Platz haben. Die Kugel, durch Luftschlauch und Telefonleitung mit der Oberwelt verbunden, wurde auf dem Meeresgrund verankert. Diesmal galten die Interessen des Forschers und Photographen in erster Linie dem Hai, der in jenen Gegenden außerordentlich häufig ist.

Bei dem ersten Versuch war zunächst keine dieser Tiere zu erblicken. Williamson gab Order nach oben, 200 Liter Sauerstoff, die bereitgehalten wurden, in das Meer zu gießen. Der Erfolg war erstaunlich. „In dem bläulichen Schein“, erzählt der Forscher, „den meine starken elektrischen Lampen hinter der Glasfläche erzeugten, tummelte sich plötzlich ein Haifisch der größten Gattung, die mir jemals zu Gesicht gekommen sind. Voran schwamm ein ausgewachsener Hammerhai. Bald war das Rudel dicht vor meinem Fenster, und gierige Mäuler trafen mich, als die Tiere vorüberzogen. Sie wendeten, kamen zurück. Die Schwänze strichen gegen das Glas. Ich muß gestehen, ich hatte ein wenig Angst. Würde meine Glasfläche kräftig genug sein, diesem Anprall auf die Dauer zu widerstehen? Ich signalisierte der Mannschaft auf dem Schiff, einen Ankerhafen mit Rädern herabzulassen. Bald darauf erblickte er in meinem Blickfeld. Ein Hai verbiß sich in dem Haken, schlug toll um sich, blutete stark. Sofort stränzten sich die anderen auf ihn und rissen ihn in Stücke.“

Bei dieser Gelegenheit machte Williamson eine überraschende Entdeckung. Man war bisher allgemein des Glaubens, daß der Hai, um zuweilen zu können, sich auf den Rücken werfen müsse. Die Szene unter Wasser erwies die Unhaltbarkeit jener Annahme, denn keiner der Haie warf sich auf den Rücken, sie waren hier wohl imstande, ohne eine Wendung ihres Körpers sonstgroße Stücke aus dem verwandten Tier herauszureißen. Die Legende mag dadurch entfallen sein, daß beherrschte Haie bisher nur über Wasser beobachtet wurden. Dann legen sie sich allerdings auf den Rücken, aber der Zweck dieser Drehung ist nur, die ziemlich tief liegenden Augen in eine Lage zu bringen, daß damit Beobachtungen an der Oberfläche gemacht werden können. Unter Wasser vollführt der Hai keine Drehung, eine Feststellung von außerordentlichem zoologischem Interesse.

Williamson entschloß sich ferner zu einem sehr gefährlichen Experiment, um die Angriffswiese des Haies zu studieren. Nicht gefährlich für ihn, aber wohl für die Objekte, zwei Taucher, die vor dem Fenster der Stahlkugel die Attacke eines Haies abwarten sollten. Die Taucher waren mit der Oberwelt in keiner Verbindung, sie sollten absolute Bewegungsfreiheit haben und hatten deshalb Tornister mit komprimierter Luft angeschlossen. Es war ihnen aufgegeben worden, sich Rücken an Rücken zu stellen, wenn ein Hai angreifen sollte. Lange Messer und Unterwasserflinten waren ihre Waffen. Williamson berichtet: „Von meiner Stabkammer aus beobachtete ich nun die Dinge, die sich entwickelten. Ein großer männlicher Hai genährte die beiden Taucher, umkreiste sie eine Zeitlang. Sie standen, wie ihnen befohlen worden war, Rücken an Rücken. Jetzt kam der Hai angestochen. Er machte den Eindruck, als ob er die Absicht hatte, einen der Männer in Kopf oder Schulter zu beißen. Die Taucher bückten sich, und das Tier legte über sie hinweg. Aber es gab seine Bemühungen keineswegs auf. Noch ehe die Taucher wieder richtig in Stellung waren, kehrte der Hai zurück und holte zur zweiten Attacke aus. Der eine der beiden Männer, der dem Angreifer den Rücken zuwandte, merkte diesmal nichts von der nahenden Gefahr; der andere hatte die Gesichtsgewandtheit, den Kolben seiner Flinte von unten heraus dem Hai gegen die Schwanz zu stoßen. Er brach sich dieser aus, und die Situation war gerettet, denn das Tier hatte offenbar genug und kam nicht wieder.“ Die Fregat der Haie ist unermesslich. Alles, was irgendwie nach Futter aussieht, verlockt er zu verschlucken. Es sind mehrere Fälle bekannt, daß durch diese blinde Fresswut Menschen das Leben gerettet worden ist. Auch Williamson erzählt eine solche Begebenheit:

Während der Beobachtungen aus der Taucherglocke ließ ich ein Mägengeflecht an das Glasfenster, und der Forscher signalisierte, daß ein eingeborener Taucher das Hindernis beseitigen solle. Der Eingeborene — der einen großen Felsen Baumwolle in der Hand — taucht nackt und ohne jede Sicherung, wie es diese Leute von Kindesbeinen an gewohnt sind. Er ist gerade dabei, die Mägen zu entfernen, da sieht er in dem Fenster das Spiegelbild eines Haies. Das Tier ist hinter ihm. Williamson, innerhalb der Stahlkugel, vor Schreck gelähmt, will dem Taucher ein Zeichen machen. Der aber hat, wie geschildert, das Tier schon erblickt, läßt den Baumwollfaden fahren, schwimmt bedende zur abgewandten Seite der Taucherglocke und gelangt glücklicherweise an die Oberfläche.

Warum war der Hai ihm nicht gefolgt? Der Hai hatte sich auf den Baumwollfaden gestürzt, hatte ihn aber nicht

verschlungen, sondern gleich wieder von sich gegeben und freigegeben. Der Vorgang läßt im übrigen vermuten, daß Haie so etwas wie Geschmack haben müssen. Die Feststellung ist nicht unwichtig angesichts der Tatsache, daß häufig im Magen gefangener Haie die unglücklichsten Sachen gefunden werden: alte Hosen, Holz, Eisenstücke.

Wie blindwütig der Hai sich auf seine Beute stürzt, dafür zeugt noch folgender Vorfall: Williamson und ein Freund waren mit einem Motorboot unterwegs, als ein heftiger Sturz gegen den Boden des Fahrzeuges sie aufschreden ließ. Beide glaubten im ersten Moment, sie hätten ein Riff gestreift. Dann gewahrten sie einen zu Tode verwandten Hai, der mit der weißen Bauchseite nach oben hinter dem Boot trieb und aus einer furchtbaren Wunde quer über die Kehle blutete. Der Hai hatte den schwarzen Bootsflügel über sich gesehen, war wild darauf angestochen, in der Hoffnung, etwas Fressbares zu erwischen, und war in die Schraube geraten. Das Boot erwies sich als manövrierunfähig. Die nähere Untersuchung ergab eine Verbiegung der Kurbelwelle, auch war ein Flügel der Schraube abgebrochen. Mit welcher ungeheurer Wucht muß das Tier den Angriff ausgeführt haben!

Ein Abenteuer, das sehr böse hätte ausgehen können, erlebte Williamson eines Tages, als er vom Boot aus Haie angete. Merkwürdigerweise beißen die Tiere am besten auf ein Stück Haifleisch, und ein solches heckte auch an der Angel. Nicht lange, und ein Fisch war fest. Vorsichtig wurde er langsam geholt, so daß der Kopf am Rande des Bootes über Wasser kam. Ein Boy sollte den Angelhaken loslösen und den Fisch frei machen. Kaum hatte er den Schnitt getan, da schlug der Hai mit seinem Schwanz über die Prüstung des Bootes, der Boy fiel bewußtlos der Länge nach hin, und Williamson, der neben ihm gebunden hatte, wurde über Bord geschleudert. Er fand sich in der nächsten Sekunde rittlings auf dem Rücken des Haies liegend, der mit ihm in die Tiefe schoss, konnte sich aber, nachdem er zuerst instinktiv die Rückenflöße umklammert hatte, befreien und überlebte die Oberfläche gewinnen.

Waldemar Keller in R. N. N.

Unschuldig zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt

Die Aufklärung eines Justizirrtums erregt im ganzen südbayerischen Grenzgebiet unter der Bevölkerung Aufsehen. Anfang 1925 wurde in einem Dorfe in der Nähe von Bad Reichenhals ein achtzehnjähriges Mädchen ermordet. Der Verdacht der Täterschaft richtete sich gegen den damals 23jährigen Fabrikarbeiter Blasius Silbert, den Geliebten des Mädchens. Silbert wurde vor Gericht gestellt und obwohl er seine Unschuld behauptete, auf Grund von Indizien am 12. Juli 1925 von den Geschworenen des Kreisgerichts in Traunstein zum Tode verurteilt. Die Todesstrafe wurde später im Gnadenwege in lebenslängliche Zuchthausstrafe abgemildert. Silbert wurde schließlich im Zuchthaus Schwandorf ein und erlag der Krankheit nach dreijähriger Strafhaft. Noch auf seinem Sterbebett im Zuchthaushospital beteuerte er seine Unschuld. Der Rechtsanwalt Silbert, der von der Unschuld seines Klienten überzeugt war, ließ indessen die Sache nicht auf sich beruhen und es gelang ihm nun, nachzuweisen, daß zwei Kronzeugen des Staatsanwaltes, auf deren Aussagen die Verurteilung fußte, die Unwahrheit ausgesagt haben. Es waren dies die Hausleute Silberts, Anna und Ludwig Ernsthofer, die ihn überaus belästigten. Gegen die beiden Zeugen wurde auf Betreiben des Verteidigers ein Verfahren wegen vorsätzlichen Meineides eingeleitet. Nun hat Ludwig Ernsthofer ein Geständnis abgelegt, daß er selbst das Mädchen im Streit erschlagen habe. Er trug die Tote dann in das Zimmer, wohin später Silbert kam. Da Ernsthofer ausgefragt hatte, Silbert habe sich die ganze Zeit zu Hause aufgehalten, so konnte sich der Arbeiter von dem schweren Verdacht nicht reinigen. In Wirklichkeit war Silbert erst heimgekommen, als der Mord bereits vollbracht war. Der Täter wurde nun nach sieben Jahren in Haft genommen. Rechtsanwalt Dr. Faustbedel hat jetzt bei der Münchener Strafkammer die Wiederannahme des Mordprozesses gegen den inzwischen verstorbenen Silbert gefordert.

Tragisches Schicksal einer „Jungfrau von Orleans“

Paris, 26. Juni. Die katholischen Kreise der alten französischen Krönungsstadt Versailles sind durch eine beispiellose Tragik, die sich gestern bei der Aufführung des Schauspiel „Die Jungfrau von Orleans“ in einem Freilichttheater ereignete, auf das tiefste erschüttert. Ein junges Mädchen, das die Rolle der Jungfrau spielte, wurde während der Verbrennungsszene auf dem Scheiterhaufen wahnsinnig und mußte in eine Nervenheilanstalt übergeführt werden. Die Unglückliche erkrankte sich in Versailles allgemeiner Beliebtheit und wurde gerade wegen ihres mafeiosen Lebenswandels für die Wölfe der Jungfrau ausgerufen. Mit Begelierung verlegte sich die junge Schauspielerin in die Rolle der Johanna und rief so durch ihr natürliches Spiel die Bewunderung der Zuschauer hervor. Als sie zum Schluß den Scheiterhaufen bestieg, schwenkten ihre Augen in überirdischem Glanze zu leuchten. Die bengalischen Feuer wurden angezündet und mit erhobenen Händen kniete die junge Schauspielerin im Gebet nieder. Kläglich schrie sie laut auf und sank leblos zusammen. Die Begelierung der Anwesenden über eine derart vollkommene Auffassung der Rolle fand keine Grenze. Aber die Weisheitsfundaebungen schlugen plötzlich in hartes Entsetzen um, als sich Johanna auch nach der Beendigung des Theaterstücks nicht vom Scheiterhaufen erheben wollte. Zufällig anwesende

Verzte bemühten sich um die Leblose. Nach einigen Minuten schlug sie wieder die Augen auf und stammelte unzusammenhängende Worte: „Heißt mir! Ich habe Angst! Die schwarzen Männer wollen mich verbrennen!“ Es gab keinen Zweifel: die Schauspielerin hatte den Verstand verloren. Unbeschreiblich war die Verzweiflung der Eltern, die ihre Tochter in eine Irrenanstalt nach Paris schaffen mußten, wo sie immer noch unter den Bahnvorstellungen leidet und laut stöhnend von schwarzen Männern, Priestern und Brandfackeln träumt. Die Verzte hoffen, daß Geduld und die Zeit dem armen Mädchen vielleicht Deutung bringen können.

Rundfunk

Dr. Das Ereignis der letzten Tage war unstreitig die über alle deutschen Sender gehende Rede des Reichskanzlers Dr. Brüning. Sie muß als hochwichtige politische Aktion angesprochen werden. Dr. Brüning hat die deutsche Sorge zu einer Weltfrage, vor allem gegenüber Frankreich gemacht und dabei diesem die direkte Aussprache angeboten, um über den toten Punkt hinwegzukommen. Jedenfalls leben wir in Wochen höchster Aktivität und sind weit entfernt von politischer Sommertrübe. Schade, daß die so späte Stunde der Uebertragung — 11 Uhr nachts — es nur wenigen Hörern möglich machte, mitzutun. Dem Familie und Beruf fordern auch ihre Rechte, und wer in Miete wohnt, riskiert energischen Protest, wenn nach zehn Uhr der Rundfunk weiter Dienste tun soll. Die Jugend kam diesmal aus Trier zu Wort. Gegen das, was da als Botschaft der Wahrhaftigkeit, der Liebe, der Freiheit und der Fröblichkeit verkündet wurde, ist nichts einzuwenden. Als Gegenstück zu diesem Stück katbolischer Jugendbewegung wird man wohl in den kommenden Wochen eine Uebertragung aus der evangelischen Jugend, vielleicht aus Anlaß der Tagung des Jahresfestes des württembergischen Jungmännerbundes, erwarten dürfen. Das Hörspiel „Uradnd“ bot nicht gerade eine überragende Idee. Doch hat der Verfasser — unseres Wissens ein württembergischer Autor — breiteren Hörerschichten vielleicht gar nicht übel gefallen? Wenn Theodor Brandt das Wort ergreift, wie bei den Anekdoten, fährt der Hörer immer gut. Denn Brandt gehört jetzt mehr als fünfzig Jahre einem Berufe an, der gepflegtes Sprechen erfordert. Der Gang durch das Stuttgarter Kriminalmuseum zeigte, welche treue und stille, dem öffentlichen Schutze dienende Arbeit hier geleistet wird. Vom Dichter Wilhelm Waldbinger wußten bisher nur wenige, und wenn dem Frühverstorbenen im Rundfunk ein Denkmal gesetzt wurde, so interessiert es gewiß immer, von der Größe eines Talents, von seinem Werden, seiner Entfaltung zu hören, aber gewonnen ist für die Gegenwart doch nicht viel. — Schade, daß der Wettergott Joseph Eberles Abendstunde „Der Rundfunk im Zeitbiegel“ verzeigte. In Eberles Kling und schwingt die Gegenwart, und da er auch Urteil und Geschmack hat, hätte man wohl kaum vergebens zugehört. Doch sei dem Urteil nicht vorgegriffen. Wie Dr. Schairer, so hat auch Ernst Krause ein Gefühl für die Themenstellung am Rundfunk. Das Thema der Gegenüberstellung und der Kampf dagegen war nicht gerade sonderlich. Der Versuch im Kriewelheim, geschildert von Professor Schmiedel-Mannheim, zeigte die Gegenseite. Herr Professor! Ihre Vortragswiese! Die zwanglose, spannende, tote Punkte vermeidende Schilderung ist eben nicht jedermanns Sache. Auch der Reichstagsabgeordnete Glagel sprach bei Abwidelung seines Themas über die Voraussetzungen der Demokratie zu schnell. Schließlich sei noch das neue Pausenschild des Südbahns angemerkt. Der neue Klang, und Ausdruckscharakter ist dem alten entschieden vorzuziehen. Wäge das von ihm „beiparte“ Programm stets unter einem guten Stern leben!

Gerichtssaal.

Anfangs März 1931 wurde in eine, damals unbewohnte Villa in Wilddorf eingestiegen und daraus mehrere Flaschen Wein, sowie Zigarren entwendet. Als Täter wurden der H. B. und H. C., beide von B., ermittelt, die sich am 19. Juni 1931 vor dem Schöffengericht Neuenbürg zu verantworten hatten. Beide Angeklagte gaben zu, gemeinschaftlich durch ein offenes Fenster im Kellergefchoß, nachdem sie ein eisernes Gitter ohne besondere Gewaltanwendung eingedrückt hatten, in die Wochfläche eingestiegen zu sein, um in der Villa nach etwas Öl- oder Trinfbarem zu suchen. Von dort sei H. in das Hochparterre gegangen, habe mit dem auf der Türschwelle liegenden Schlüssel das Schlafzimmer geöffnet, wo er in einem Nachtschrank weitere Schlüssel gefunden habe. Einer dieser Schlüssel habe in einem im Schlafzimmer stehenden Kleiderschrank gepakt, aus dessen Schublade er mehrere Zigarren entwendete. Danach sei er wieder in das Kellergefchoß gegangen und habe mit dem dort wartenden E. mit dem im Schloß stehenden Schlüssel die Türe zum Keller aufgeschloffen, aus dem sie dann mehrere Flaschen Wein mitnahmen. Diese verpackten sie in einen aus der Küche geholten Holzkorb und verließen mit ihrer Beute das Haus durch eine ins Freie führende Türe, zu der der Schlüssel ihnen im Schloß steckte. Die Beute wurde in einer Dütte im Kurgarten verdeckt, wo sie im Laufe der nächsten Tage, teils in Gesellschaft weiterer Freunde, verbuddelt wurde. Wegen gemeinschaftlichen schweren Diebstahls wurde B., der ein einjähriger Dieb ist, zu 1 Jahr 2 Monaten Gefängnis und E. zu 3 Monaten 2 Wochen Gefängnis verurteilt, wobei beiden Angeklagten mildernde Umstände zugestanden wurden.

Wäsche seit 20 Jahren mit Persil gewaschen!



Immer wieder schreiben Hausfrauen begeisterte Briefe über ihre tadellos erhaltene Wäsche, wenn sie regelmäßig mit Persil gewaschen worden ist. Persil enthält weder Chlor noch „scharfe“ Bestandteile. Seine überragende Waschwirkung beruht einzig auf der unübertrefflichen Güte aller zur Her-

stellung verwandten Rohstoffe. Die außerordentliche Schonung der Wäsche erklärt sich vor allem durch den Fortfall jedes Reibens und Bürstens. Die Reinigung wird auf denkbar einfachste Weise erzielt: nur durch einmaliges kurzes Kochen in kalt bereiteter Persillauge.

Persil bleibt Persil

Zum Einweichen der Wäsche, zum Weichmachen des Wassers. HENKO, Henkels Wasch- u. Bleich-Soda.



Humor

Der Fisch, den Marie zu Mittag aufträgt, ist einfach ungenießbar. Er krümt einen höchst intensiven Bismutgeruch aus. Marie rüft die Wägen, was haben Sie mit dem Fisch gemacht? „Gar nix besonderes!“ verteidigt sich der Koch. „Ich hab' bloß die Schuppen mit dem Reifer net recht heruntergefriert und da hab' ich das Vieh mit dem Schubenswasser vom gnädigen Herrn eingerieben!“

„Spreche ich nicht wie ein Buch?“ Aber selbstverständlich! Es fehlt nur noch, daß Sie in Kindelieder gebunden wären!

Ein Freund klagt dem andern sein Leid. „Meine Frau hat ihre Mutter eingeladen. Nun wohnt sie vier Wochen bei uns. Morgen hat sie Geburtstag und meine Frau will, daß ich ihrer Mutter etwas Schönes schenke; wenn ich ihr ein schönes Geschenk mache, wird sie erst recht nicht abfahren wollen.“ Dwaun überlegte nicht lange und sagte: „Schenk ihr eine Fahrkarte!“

Zwei Irländer fuhren zusammen übers Meer. Unterwegs starb der eine, und da keine Weigewicht zur Verankerung der Leiche vorrätig waren, fügte man große Stücke Kohle bei. Der andere Irländer sah feufzend zu und murmelte: „Daß Du

in's Fegfeuer kommen würdest, daß ich ja immer gedacht, omer Fred, aber nicht, daß Du das Feuerungsmaterial selbst mitbringen müßtest.“

Der höchste Triumph. Zwei Tierstimmen-Imitatoren prahlten mit der Wirkung, die sie durch ihre Nachahmungen erzielten. „Ich imitierte einmal des Nachts das Krähen eines Dahms“, sagte der eine. „Sofort fing die sämtliche Gähne des Ortes an, ihren Morgenruf auszuföhren.“ Das ist noch gar nichts“, erwiderte der andere. „Ich habe einmal das Klaffen eines Schoßhändchens nachgeahmt. Am nächsten Tage kriegte ich eine Aufforderung von der Steuerbehörde zur Zahlung der Hundsteuer!“

Der Detektiv des Kaisers

Was der „Meisterspion“ Kaiser Wilhelms II. erlebte.

Aus den Erinnerungen des Berliner Kriminalkommissars Gustav Steinhauer, Chef des Sicherheitsdienstes des ehemaligen Kaisers.

Copyright 1929 by Franzverlag Dr. R. Dammeyer

Aristokratische Anzeigenmanie.

Redigiert keine Sachen, loszulassen Andenken, wie Streichholzbehälter, Feuerzeug, Zigarettenabstreifer waren verschwunden. Obwohl ich die ganze „Dobstahlsanzeige“ längst durchschaut hatte, stellte ich mich doch unwillkürlich und äußerte der Gräfin gegenüber meine Verwunderung. Diese schien aber absolut nicht erstaunt darüber zu sein, sondern äußerte nur in schleppendem Ton: „Ja, Herr Kommissar, da hat sich wohl jeder wieder ein Andenken mitgenommen.“ Als ich dann schließlich den Vorschlag machte, die Diensthaft zu der Sache vornehmen zu wollen, hat sie mich, davon abzusehen, „Es kommt nichts dabei heraus“, meinte sie. In Wirklichkeit fürchtete sie wohl, daß sie bei der „herauskommen“ könnte. Sie wollte nochmal Bescheid sagen, wenn ihr Gatte zuhause sei, der zur Zeit verreist war.

Sie soll aber heute noch anrufen. Den müden, traurigen Ausdruck, der sich in den Augen dieser sonst sehr hübschen Frau zeigte, während sie mit mir sprach, vergesse ich niemals. Sie kannte die Gewohnheiten ihres Gatten. Als ich meinem Chef Bericht erstattete, bemerkte er nur kurz: „Dank, Herr Steinhauer, so ungefähr hatte ich es mit gedacht.“

In den Weinstuben, Kaffeehäusern, Restaurants und Hotels, überall war er sehr bekannt, dieser Frauenvörderer. Er war reich, hatte irgendwo in Pommern Güter, sollte sogar unter Kuratel stehen und wurde allgemein „Kittmeister“ tituliert. Dabei trank er gern und viel guten Rotwein, wozu seine Kasse ein indiscret Zeugnis ablegte. Eine stadtbekannte Erscheinung war dieser Kittmeister.

Eines Abends spielte er in einem bekannten bürgerlichen Café. In seiner Nähe saßen einige junge Burden, mit denen er bald anfang, sich freundschaftlich zu unterhalten. In animierter Stimmung zog er schließlich seine

Brillantringe, fünf oder sechs, ab, spielte damit und paßte sie einem der jungen Burden, der an seinem Tische Platz genommen hatte, auf. Dem waren aber wohl die Finger angeschwollen, denn er konnte die Ringe trotz aller Bemühungen nicht wieder abstecken und verschwand damit. Der Kittmeister erstarrte nun nicht etwa in Ansehung, sondern er ließ seinem jungen Freunde sagen, daß er, wenn er die Ringe nicht bald wieder zurückerbringen würde, die Kriminalpolizei in Anspruch nehmen müßte. Daran lehnte sich der junge Burde aber gar nicht, sondern fuhr nach Berlin und verkaufte den Ring für fünfzig Mark. Der Kittmeister wurde dem Burden sehr dankbar, aber auch sehr erstaunt, er noch keine Anzeige bei der Polizei, sondern ging zum Oberkellner des Cafés und bat diesen, die Anzeige loszulassen. Er selber getraute sich wohl nicht in die Hölle des Bösen, da er wußte, daß man ihn und seine Schwächen dort kannte. Die Kriminalpolizei machte aber nicht viel Federlesens, nahm den jungen Burden fest, fand natürlich keinen Ring mehr und führte den anrüchigen Lebemann zum Richter vor.

Als der Herr Kittmeister das hörte, schrieb er dem Kriminalkommissar zwei herzzerreißende Briefe und bat, den Mann wieder freizulassen, da alles auf einem Irrtum beruhe. Die Kriminalpolizei hatte aber so etwas schon erwartet und, um ein Exempel zu statuieren, den Burden ja dem Gericht zugeführt. Natürlich nahm der Gepöhlte alles reuig zurück, nur die Ringe sah er nicht wieder, denn die hatte sein junger Freund bis auf den letzten an den Mann gebracht. Der Jüngling mit den geschwollenen Fingern wurde selbstverständlich wieder freigelassen. Er war noch reich genug, den Entschädigung zu zahlen. Darüber reut man sich aber als erfahrener Kriminalist nicht weiter auf, sondern zeigt nur auf die Stelle, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Die beiden „Freunde“ waren mir schon von früher her hinführend bekannt.

kam aus dem Lokale ein sehr elegantes Paar heraus. Sie in einem langen dunkelgrünen, mit Pelz besetzten Mantel, einen mit dunkelgrünen Federn besetzten Hut auf dem Kopfe, er schlant, mit elegantem Gehpelz bekleidet; man konnte ihm den Offizier leicht ansehen. Beim Vorbeigehen sagte der Begleiter der Dame — ich ebenso. Ein freudiges Aussehen ging über unsere Züge.

Ich erkannte in dem entgegenkommenden Herrn einen früheren Freund von mir, einen Marineoffizier, den ich im Haag kennengelernt hatte und der auch öfter in meinem Hause in Holland mein Gast war, wieder. Die Wiedersehensfreude war auf beiden Seiten groß und kam durch allerlei freudige Ausrufe zum Ausdruck. Während der Unterhaltung hatte ich Gelegenheit, meinem Freund von der Waterlante zuzulustern: „Das ist ja eine entzückende Person, die Sie da bei sich haben.“ Sie nahm gern von meinen bewundernden Blicken Notiz. Unter gegenseitigen Zusicherungen, uns in Berlin gelegentlich wiederzusehen, verabschiedeten wir uns.

Am nächsten Nachmittag zwischen vier und fünf schenkte ich die Friedrichstraße entlang. In der Nacht, eine Tasse Kaffee zu trinken, betrat ich das Kaiserlaffe und sah dort an einem Tisch — das Bierchen von gestern liegen. Ich tat erst, als wollte ich ohne zu hören vorbeigehen, hörte dann aber plötzlich den Ruf „Baron Leuwarden!“, tat erstaunt und erfreut und nahm schließlich am Tische Platz. Sie war von einer ausgesprochenen Liebenswürdigkeit und es war deutlich zu merken, daß ich — oder vielleicht mein Baronstitel — Eindruck auf sie gemacht hatte. Ich war — man verzeihe mir die menschliche Schwäche — so eitel, das eriere zu glauben. Wir saßen gut anderthalb Stunden dort, als ein Marineoffizier erschien, sich suchend im Lokal umschauend und dann auf den Marineoffizier zu kam. Er machte ihm lächelnd eine Meldung, worauf der Offizier sich erhob und uns mitteilte, daß er leider unsere angenehme Gesellschaft waren wie beide allein und mein Herz hüpfte vor Freude, teils dieserhalb, teils außerdem. Die erste Bekanntschaft war ohne Unfall verlaufen.

Ich markierte von Anfang an den Verliebten.

was mir gar nicht so schwer wurde, und stellte mich ihr vollständig zur Verfügung. Am selben Abend noch besuchten wir ein Theater und gingen nach Schluß in ein Weinrestaurant. Es war ein entzückender Abend; ich aber rief mir zu: „Landgraf, bleibe hart!“ Sie wohnte im Monopol-Hotel, wohin ich sie dann mit einer Droßföhr brachte.

Am nächsten Morgen schon in aller Frühe klingelte mein Telefon und es meldete sich meine neue Freundin: „Wollen Sie heute bei mir essen, lieber Baron, so find Sie herzlich eingeladen.“ Natürlich nahm ich die Einladung an und fand mich pünktlich zur verabredeten Zeit im Hotel ein. Mit Genugtuung konnte ich bemerken, daß der Eindruck, den ich auf sie gemacht hatte, sich über Nacht noch gesteigert hatte, denn die Kellner, die bereits vorher von ihr instruiert waren, flogen nur so. Sie behandelten mich wie einen indischen Maharaja. Sie war im Trintgeldgeben sehr entzündig, und da sie auch für sehr reich galt, wurde sie vom Hotelpersonal fast verehrt. Als wir bei Tisch saßen, polierte mir eine unangenehme Geschichte, die mir beinahe das ganze Konzept verdorben hätte. Der damalige Portier des Hotels war in früheren Zeiten im Zentral-Hotel Portier gewesen und wir kannten uns aus meiner kriminalistischen Tätigkeit her sehr gut. Ich hatte ja in fast allen Hotels Vertrauensleute. Während des Mahles brachte der Portier den Hotelgästen die Briefschaften, also auch meiner Baronin. Dabei fiel kein Blick auf mich. Seine Augen wurden immer größer und er wollte mir gerade die Hand reichen, als ich ihm derartig starr in die Augen sah, daß er mortis, es sei nicht alles in Ordnung und sich gottlos zurückzog. Blut und Wasser habe ich geschwitzt. Damit der Tölpel nicht etwa dem Hotelpersonal bekanntgab, wer ich sei, erklärte ich meiner Tischgenossin, daß ich dem Portier schnell eine Depesche zur Aufgabe geben müsse und verschwand für einige Minuten. Statt dieser Depesche gab ich ihm in der Vorhalle dann mit ein paar Worten die nötigen Instruktionen: „Wer bin ich also?“ „Keine Ahnung, Herr Kommissar“, erwiderte er grinsend.

War mir dieser Vorfall zuerst peinlich, so hatte er doch den Vorteil für mich, daß ich dadurch Einblick in ihre Korrespondenz bekam und auch sonst eingehend über ihre Taten und Treiben im Hotel unterrichtet wurde. Denn der Portier eines Hotels ist ja der Zentralpunkt für alles. So z. B. telephonierte er schon am nächsten Morgen bei mir an, daß die Baronin von einem gewissen „Jan“ einen wunderbaren Rosenstrauch geschickt erhalten habe. „Jan“ war natürlich ich.

Nach dem Diner nahmen wir unseren Kaffee ein. Sie pflegte dabei wie die Orientalen mit untergeschlagenen Beinen in einem Klubsessel zu sitzen und hatte überhaupt immer das Bestreben, sich ein exotisches Aussehen zu geben. Etwas später nahmen wir eine Droßföhr, fuhren durch den Tiergarten, hörten uns in den Zelten etwas Musik an, sauplerten dann in einem besseren Restaurant, gingen in ein Kino oder Theater und nach Schluß wieder in ein Weinrestaurant, wo wir noch eine Flasche Wein tranken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Baronin in Grün.

In allen Zeiten haben Frauen in der Spionage eine große Rolle gespielt. Ganz besonders pflegten Frankreich und Rußland mit weiblichen Personen zu „arbeiten“ und dafür große Summen auszugeben.

Ich selbst habe in der langen Zeit, in der ich Spionageangelegenheiten bearbeitet habe, oft mit weiblichen Spionen zu tun gehabt. Sie geben mir stets eine schwer zu trassierende Aufspürung, denn viele dieser Damen besaßen eine kaum glaubliche Geisteskraft, eine Energie, die Staunen erregte. Einer der ausregendsten Fälle den ich bis an mein Lebensende in freundlicher Erinnerung behalten werde, ist zweifellos folgender: (Ich sage in freundlicher Erinnerung, weil mir diese Frau, wie ich ehrlich zugeben muß, nicht gleichgültig geblieben ist.)

Wie alle anderen kriegsführenden Mächte bediente sich auch die deutsche Heeresleitung der Spione und Spioninnen. Ich habe viele dieser Personen im Auslande, besonders in den nördlichen Ländern und in Holland, überwacht, um festzustellen, ob sie nicht etwa für zwei Seiten arbeiteten, d. h. zu einem Feinde übergegangen waren. Auf deutscher Seite wurde in der ersten Zeit des Krieges eine äußerst gewandte Frau als Spionin beschäftigt, über deren Verlust man wohl heute noch im Zweifel ist. Sie gab sich für eine sibirische Baronin aus. Ihrem Auftreten nach konnte man wohl annehmen, daß sie derartigen Kreisen zum mindesten nahestand.

Von mittlerer Größe, konnte man sie nicht direkt hübsch nennen,

aber interessant und ansiehend auf alle Fälle.

Inbesondere lag in ihren Augen etwas, was auf Männer faszinierend wirkte. Dabei liebte sie den schweren Burgunder über alle Weine und konnte davon ein ansehnliches Quantum vertragen. Noch eine Eigentümlichkeit, die allerdings nur von denen bemerkt werden konnte, die mit ihr näher bekannt waren, hatte sie an sich. Sie war stets in Grün gekleidet, von Kopf bis zu den Füßen. Nicht etwa nur die Oberkleider, nein, auch Unterkleider, Wäsche, Schuhe und Strümpfe, alles war grün an ihr. Eine sonderbare Matotte, für die ich vergeblich nach einer Erklärung suchte. Wie ich schon bemerkte, war diese Frau eine äußerst gewandte und daher sehr wertvolle Spionin. Sie sprach sieben Sprachen fließend, so daß sie sich als Deutsche, Engländerin, Französin, Italienerin usw. ausgeben konnte, ohne daß jemand der Gedanke gekommen wäre, an ihrer Nationalität zu zweifeln.

Lange vorher, ehe ich Kenntnis davon hatte, daß sie in deutschen Diensten stand, fiel sie mir durch ihren Verkehr mit den verschiedensten Ausländern auf. Das war in Kopenhagen. Ich sah sie eines Tages mit Angehörigen der verschiedensten Nationen zusammen sitzen und plaudern. Der Ruffe war von ihr ebenlo entzückt wie der Franzose, der Däne und Japaner. Sah man sie mit einem deutschen Mitläufer sprechen, so war die Unterhaltung so lebhaft und fließend, daß man glauben konnte, sie sei eine Deutsche. Gegen diese Frau war der Verdacht aufgetaucht, daß sie doppeltes Spiel treibe, also zum Feinde übergegangen sei.

Damals hielten sich in den Hauptstädten der neutralen Länder, wie Kopenhagen, Oslo und Amsterdam, eine Menge Angehöriger der russischen Armee auf, vom Großfürsten bis zum Leutnant. Sie alle standen im Dienste ihres Landes und hatten den Auftrag, Spionageverbindungen anzuknüpfen. Regelmäßige Einrichtungen hatten, wenn auch nicht in so großem Maßstabe wie Rußland, auch die anderen Mächte eingeführt.

Diese Spionin, die hauptsächlich gegen Rußland verwendet worden war, mußte nun wohl einem jener schneidigen russischen Gardeoffiziere so tief in die Augen gesehen haben, daß sie ihren Verpflichtungen Deutschland gegenüber antreu geworden und zu den Russen übergegangen war. Also doppeltes Spiel. Jedenfalls mehrten sich die Anzeichen dafür, daß Dinge, die nur durch sie weitergegeben sein konnten, dem russischen Staat bekannt geworden waren. Um sie zu überführen und unschädlich zu machen, hatte man schon alles mögliche versucht. Tränke Offiziere hatten im Interesse ihres Dienstes ihre Bekanntschaft gemacht, um etwas aus ihr herauszubringen. Das stets ohne Erfolg. Man griff endlich auf mich zurück. Meine Aufgabe war, sie in einer Freigabe ihrer Beziehungen zu Rußland zu bewegen, damit sie vor ein Kriegsgericht gestellt werden konnte. Als man mir den Auftrag gab, fügte man wörtlich hinzu: „Machen Sie sich nicht zu viel Hoffnungen, Herr Steinhauer.“

Sie ist eine gewiegte und gewandte Person,

die, obwohl sie viel und gern Sekt und Burgunder trinkt, niemals dem Alkohol erliegt, wohl aber ihre Gegner unter den Tisch trinkt. Versuchen Sie Ihr Glück, es kann kosten, was es will, Geld spielt keine Rolle.“

Es war im großen und ganzen kein unangenehmer Auftrag und ich versprach mir von ihm einige angenehme Tage. Zu lange wollte ich die Geschichte anderer Aufträge wegen aber nicht hinziehen. Die Hauptlast für mich war, die Bekanntschaft der Dame zu machen. Das mußte so unauffällig wie möglich geschehen. Auch hier handelte ich nach einem vorher sorgsam entworfenen Plan. Ich sorgte mir von meinen Bekannten Brillantringe und Nadel, vervollständigte meine Garderobe durch einen eleganten Gehrock, Handschuhe und Krawatten und ließ mir Bisttentarten auf den Namen J. van Leuwarden drucken. Dann packte ich meine Koffer, auf die ich ein L. mit Krone aufgemalt hatte, und nahm eines schönen Tages, von Rotterdam kommend, im Zentralhotel in Berlin Wohnung. Einziges Zimmer mit Telefon und Bad natürlich.

Schon am zweiten Tage bekam ich den Besuch des holländischen Generalkonsuls in Berlin, dargestellt von meinem Freund, dem Hotelbesitzer M. aus Potsdam. Am gleichen Tage unternahm ich mit ihm einen Ausflug nach Wannsee, wo wir im Kaiserpavillon zu Mittag essen wollten. Wer den Kaiserpavillon kennt, weiß, daß man von der Straße aus erst eine Steintrappe hinaufgehen und dann den großen Vorgarten durchqueren muß, ehe man in das Lokal gelangt. Es war ein Uhr mittags, als wir den Vorgarten, der zum Restaurant führt, durchschritten. In diesem Augenblick